

Pressespiegel

Studio München

Studie des Berufsverbands Bildender Künstler

Künstlerisches Prekariat

Viel Arbeit – wenig Geld: Eine neue Studie zur Lebens- und Arbeitssituation Bildender Künstlerinnen und Künstler in Bayern zeichnet ein düsteres Bild.

Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit – und auch arm. Diese an Karl Valentin angelehnte Erkenntnis zieht der Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler für München und Oberbayern (BBK) aus einer gerade vorgestellten Studie. Demnach müssen Münchner Künstler von durchschnittlich 962 Euro im Monat leben. Damit liegen sie weit unter den 1350 Euro, die der hiesige Armutsbericht als Grenze angibt. Auch wenn die Studie nicht spartenübergreifend ausgelegt ist und sich räumlich vor allem auf die Landeshauptstadt bezieht, so gibt sie doch einen interessanten Einblick in das künstlerische Prekariat des 21. Jahrhunderts.

Erhoben wurde die Studie zur Arbeits- und Lebenssituation Bildender Künstlerinnen und Künstler im Auftrag des BBK vom Institut für Strategieentwicklung (IFSE) in Berlin. Das Münchner Kulturreferat hat sie gefördert. Die Zahlen beziehen sich auf 2019, also auf die Zeit, noch bevor der Kulturbetrieb durch die Corona-Pandemie zum Stillstand verdammt war. 2020 sollen die durchschnittlichen Einkünfte aus künstlerischer Arbeit trotz Corona-Hilfen um weitere 11,3 Prozent gesunken sein, sodass jeder Fünfte inzwischen aufgeben habe oder sich vorübergehend mit anderen Jobs durchschlägt. Die 504 Teilnehmenden der Studie, die zu etwa 100 Themen befragt wurden, kommen aus München und dem Umland und stehen laut BBK stellvertretend für die etwa 3000 Kunstschaffenden in München und 6000 in ganz Bayern.

Anita Edenhofer vom BBK-Vorstand hält die gewonnenen Erkenntnisse der Studie zwar nicht für brandneu, aber durchaus aussagekräftig und für eine belastbare Grundlage für die weitere Diskussion: „Dass die meisten Künstlerinnen und Künstler gerade in München ums Überleben kämpfen, ist keine überraschende Neuigkeit für den Verband. Seit Jahren setzen wir uns für bezahlbare Ateliers und gerechte Ausstattungsvergütungen ein, damit unsere Mitglieder unter fairen Bedingungen ihrem Beruf nachgehen können. Dabei ist nicht nur die öffentliche Förderung gefragt. In Kunst und Kultur zeigt sich auch der Diskurs einer lebendigen Gesellschaft.“

Die Einkommenssituation von Künstlerinnen ist besonders prekär

Wie in anderen Wirtschaftszweigen kämpfen Frauen auch in der Kunst um ein geschlechtergerechtes Einkommen – und hinken meilenweit hinterher. Die Studie zeigt, dass Künstlerinnen durchschnittlich 10 559 Euro im Jahr erzielen, Männer hingegen 16 048 Euro. Der sogenannte Gender Pay Gap liegt damit bei 29,5 Prozent und ist um rund ein Drittel höher als die gesamtgesellschaftliche Gehaltslücke von derzeit 18 Prozent.



Von ihrer Kunst leben können nur die wenigsten Künstlerinnen und Künstler in Bayern. Reich werden eh nur ganz wenige.
Foto: Robert Haas

Dass Künstler deutlich häufiger in Einzelausstellungen vertreten sind als Künstlerinnen, erschwert die geschlechtliche Gleichbehandlung in der Kunst zudem.

Trotz Zusatzjobs reicht es hinten und vorne nicht, es droht Altersarmut

Ausschließlich von der künstlerischen Arbeit können nur die wenigsten leben: Nur 22 Prozent erzielten 2019 durch ihre Kunst mehr als die Hälfte ihrer Einnahmen. Die meisten Kunstschaffenden sind auf weitere Jobs angewiesen, um die Kosten für ihren Lebensunterhalt, Ateliermieten und künstlerische Produktion zu decken. Nur ein Teil davon ist in der Kultur- und Kreativwirtschaft zu finden, für etliche ist eine Lehrtätigkeit im Bereich der Bildenden Kunst der Brotberuf, der die kreative Freiheit absichert. Doch wer wenig verdient, hat auch wenig im Alter. Die Hälfte der Künstlerinnen und Künstler rechnet damit, später von weniger als 500 Euro Rente im Monat leben zu müssen.

Bezahlbare Ateliers im teuren München zu finden, wird immer schwieriger

Mit am wichtigsten für ihre Arbeit ist den Befragten, dass sie geeignete und bezahlbare Räume für Ausstellungen und Ateliers finden. Beides gibt es im Großraum München viel zu selten – und das Angebot schrumpft. Auf den ersten Blick scheint die durchschnittliche monatliche Kaltmiete für ein Atelier innerhalb der vergangenen zehn Jahre nicht übermäßig gestiegen zu



*Die Künstlerin Susi Gelb hat München verlassen, weil sie keine bezahlbaren Atelierräume in der Landeshauptstadt fand.
Foto: Jakob Wiessner/oh*



*Niko Abramidis ging wie Susi Gelb nach Berlin, obwohl er in München mit Max Goelitz auch einen Galeristen hat.
Foto: Niko Abramidis & NE*

sein: von 9,15 Euro auf 10,60 Euro je Quadratmeter. Auf den zweiten Blick wird deutlich, dass dieser Durchschnittswert vor allem auf einem Altbestand langfristiger Mietverträge basiert. Wer neue Arbeitsräume sucht, kann sich die teuren Angebote oft nicht leisten. Die Folge: Entweder versucht man sich im eigenen Wohnraum zu arrangieren, geht Zweckgemeinschaften mit anderen Künstlern ein – oder verlässt München.

So wie 2021 Susi Gelb und Niko Abramidis. Die beiden jungen, mehrfach ausgezeichneten Künstler, die mit ihrem nomadischen Offspace-Konzept „easy!Upstream“ immer wieder spannende Ausstellungen kuratierten, fanden nach dem Auslaufen ihres Vertrags im Städtischen Atelierhaus Baumstraße (hier sind die Verträge auf fünf Jahre begrenzt) keine bezahlbaren neuen Räume in München und wanderten ab nach Berlin. Bei etwa einem Viertel der rund 680 durch den BBK gezählten Ateliers in München ist die Existenz bedroht oder sie haben eine unsichere Zukunft. Dabei ist das Atelier, so der BBK, der wichtigste Ort nicht nur der Produktion, sondern auch der Vermarktung. Mehr als 67 Prozent der Künstlerinnen und Künstler verkaufen direkt ab Atelier, nur bei knapp 25 Prozent der Verkäufe spielen Galerien eine Rolle.

Der Kunststandort München ist nicht konkurrenzfähig

Die Stadt München ist zwar für viele attraktiv, als Kunststandort aber schwierig. Das kulturelle Angebot und die vielen Kolleginnen und Kollegen schätzen die meisten Kunstschaffenden. Persönliche Netzwerke – fast 60 Prozent stammen laut der Studie aus München oder Bayern – helfen den meisten bei ihrer Arbeit. Doch die öffentliche Förderung der Kunst mit Ausstellungsmöglichkeiten sei definitiv noch „ausbaufähig“, so das Urteil der Befragten. Zudem ist die überregionale Sichtbarkeit von junger zeitgenössischer Kunst aus München im Vergleich

zu Berlin – dort sind übrigens nur zwölf Prozent auch gebürtige Berliner – kaum gegeben. Daran hat die Galerieninitiative mit ihrer Open Art, die seit Jahrzehnten zum Saisonauftakt ein Galerienwochenende bestreitet, zuletzt kaum etwas ändern können. Aber auch der vor einigen Jahren aus der Taufe gehobene Verbund Various Others aus Museen, Institutionen, Galerien und Off-Spaces müht sich bislang vergeblich, München mit einem gemeinsamen Start in die Herbstsaison in einer internationalen Liga mitspielen zu lassen.

Die Studie soll für den BBK und das Kulturreferat die Grundlage für Workshops und Diskussionen sein, die auch gefördert werden und im Laufe des Jahres 2023 umgesetzt werden sollen, so das Versprechen von Münchens Kulturreferent Anton Biebl. Bleibt zu hoffen, dass dies die Situation vor Ort verbessert. Sonst werden Bildende Künstlerinnen und Künstler in der Metropolregion München, aber auch in ganz Bayern weiterhin unter mehr als prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen leiden.

Die Studie gibt es als Download auf den Webseiten des BBK München und Oberbayern und des IFSE.

<https://sz.de/1.5623910>

Viel Farbe, wenig Geld

Eine neue Studie des BBK zur Lebens- und Arbeitssituation Bildender Künstlerinnen und Künstler in Bayern zeichnet ein düsteres Bild – Kunst macht nicht nur Arbeit, sondern auch arm

VON EVELYN VOGEL

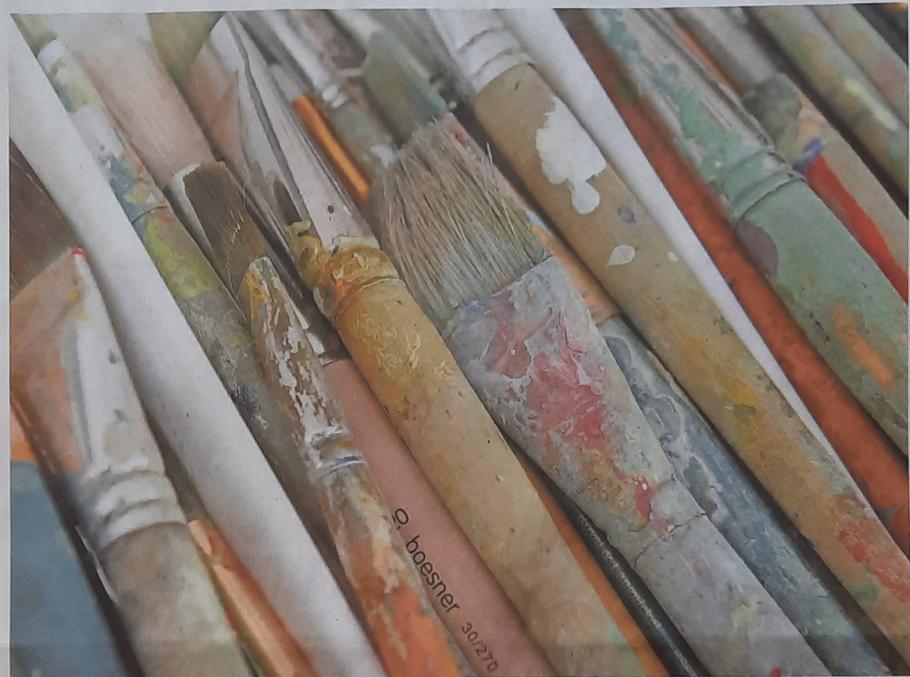
Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit – und auch arm. Diese an Karl Valentin angelehnte Erkenntnis zieht der Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler für München und Oberbayern (BBK) aus einer gerade vorgestellten Studie. Demnach müssen Münchner Künstler von durchschnittlich 962 Euro im Monat leben. Damit liegen sie weit unter den 1350 Euro, die der hiesige Arbeitsbericht als Grenze angibt. Auch wenn die Studie nicht spartenübergreifend ausgelegt ist und sich räumlich vor allem auf die Landeshauptstadt bezieht, so gibt sie doch einen interessanten Einblick in das künstlerische Prekariat des 21. Jahrhunderts.

Erhoben wurde die Studie zur Arbeits- und Lebenssituation Bildender Künstlerinnen und Künstler im Auftrag des BBK vom Institut für Strategiewentwicklung (IFSE) in Berlin. Das Münchner Kulturreferat hat sie gefördert. Die Zahlen beziehen sich auf 2019, also auf die Zeit, noch bevor der Kulturbetrieb durch die Corona-Pandemie zum Stillstand verdammt war. 2020 sollen die durchschnittlichen Einkünfte aus künstlerischer Arbeit trotz Corona-Hilfen um weitere 11,3 Prozent gesunken sein, so dass jeder Fünfte inzwischen aufgegeben habe oder sich vorübergehend mit anderen Jobs durchschlägt. Die 504 Teilnehmenden der Studie, die zu etwa 100 Themen befragt wurden, kommen aus München und dem Umland und stehen laut BBK stellvertretend für die etwa 3000 Kunstschaffenden in München und 6000 in ganz Bayern.

Viele werden später von weniger als 500 Euro Rente im Monat leben müssen

Anita Edenhofer vom BBK-Vorstand hält die gewonnenen Erkenntnisse der Studie zwar nicht für brandneu, aber durchaus aussagekräftig und für eine belastbare Grundlage für die weitere Diskussion: „Dass die meisten Künstlerinnen und Künstler gerade in München ums Überleben kämpfen, ist keine überraschende Neuigkeit für den Verband. Seit Jahren setzen wir uns für bezahlbare Ateliers und gerechte Ausstattungsvergütungen ein, damit unsere Mitglieder unter fairen Bedingungen ihrem Beruf nachgehen können. Dabei ist nicht nur die öffentliche Förderung gefragt. In Kunst und Kultur zeigt sich auch der Diskurs einer lebendigen Gesellschaft.“

Wie in anderen Wirtschaftszweigen kämpfen Frauen auch in der Kunst um ein geschlechtergerechtes Einkommen – und hinken meilenweit hinterher. Die Studie zeigt, dass Künstlerinnen durchschnittlich 10.559 Euro im Jahr erzielen. Männer hingegen 16.048 Euro. Der sogenannte Gender Pay Gap liegt damit bei 29,5 Prozent und ist um rund ein Drittel höher als die gesamtgesellschaftliche Gehaltslücke von derzeit 18 Prozent. Dass Künstler deutlich häufiger in Einzelausstellungen vertreten sind als Künstlerinnen, erschwert die geschlechtliche Gleichbehandlung in der Kunst zudem. Ausschließlich von der künstlerischen Arbeit können nur die we-



Das Atelier ist der wichtigste Ort nicht nur der Produktion, sondern auch der Vermarktung.

FOTO: ROBERT HAAS

nigsten leben. Nur 22 Prozent erzielten 2019 durch ihre Kunst mehr als die Hälfte ihrer Einnahmen. Die meisten Kunstschaffenden sind auf weitere Jobs angewiesen, um die Kosten für ihren Lebensunterhalt, Atelierrmieten und künstlerische Produktion zu decken. Nur ein Teil davon ist in der Kultur- und Kreativwirtschaft zu finden, für etliche ist eine Lehrtätigkeit im Bereich der Bildenden Kunst der Brotberuf, der die kreative Freiheit absichert. Doch wer wenig verdient, hat auch wenig im Alter. Die Hälfte der Künstlerinnen und Künstler rechnet damit, später von weniger als 500 Euro Rente im Monat leben zu müssen.

Mit am wichtigsten für Ihre Arbeit ist den Befragten, dass sie geeignete und bezahlbare Räume für Ausstellungen und Ateliers finden. Beides gibt es im Großraum München viel zu selten – und das Angebot schrumpft. Auf den ersten Blick scheint die durchschnittliche monatliche Kaltmiete für ein Atelier innerhalb der vergangenen zehn Jahre nicht übermäßig ge-

stiegen zu sein: von 9,15 Euro auf 10,60 Euro je Quadratmeter. Auf den zweiten Blick wird deutlich, dass dieser Durchschnittswert vor allem auf einem Altbestand langfristiger Mietverträge basiert. Wer neue Arbeitsräume sucht, kann sich die teuren Angebote oft nicht leisten. Die Folge: Entweder versucht man sich im eigenen Wohnraum zu arrangieren, geht Zweckgemeinschaften mit anderen Künstlern ein – oder verlässt München.

So wie 2021 Susi Gelb und Niko Abramidis. Die beiden jungen, mehrfach ausgezeichneten Künstler, die mit ihrem nomadischen Offspace-Konzept „easyupstream“ immer wieder spannende Ausstellungen kuratierten, fanden nach dem Auslaufen ihres Vertrags im Städtischen Atelierhaus Baumstraße (hier sind die Verträge auf fünf Jahre begrenzt) keine bezahlbaren neuen Räume in München und wanderten ab nach Berlin. Bei etwa einem Viertel der rund 680 durch den BBK gezählten Ateliers in München ist die Existenz bedroht, oder sie haben eine unsichere Zukunft.

Dabei ist das Atelier, so der BBK, der wichtigste Ort nicht nur der Produktion, sondern auch der Vermarktung. Mehr als 67 Prozent der Künstlerinnen und Künstler verkaufen direkt ab Atelier, nur bei knapp 25 Prozent der Verkäufe spielen Galerien eine Rolle.

Die Stadt München ist zwar für viele attraktiv, als Kunststandort aber schwierig. Das kulturelle Angebot und die vielen Kolleginnen und Kollegen schätzen die meisten Kunstschaffenden. Persönliche Netzwerke – fast 60 Prozent stammen laut der Studie aus München oder Bayern – helfen den meisten bei ihrer Arbeit. Doch die öffentliche Förderung der Kunst mit Ausstellungsmöglichkeiten sei definitiv noch „ausbaufähig“, so das Urteil der Befragten. Zudem ist die überregionale Sichtbarkeit von junger zeitgenössischer Kunst aus München im Vergleich zu Berlin – dort sind übrigens nur zwölf Prozent auch gebürtige Berliner – kaum gegeben. Daran hat die Galerierinitiative mit ihrer Open Art, die seit Jahrzehnten zum Saison-

auftritt ein Galerienwochenende bestreitet, zuletzt kaum etwas ändern können. Aber auch der vor einigen Jahren aus der Taufe gehobene Verbund Various Others aus Museen, Institutionen, Galerien und Off-Spaces müht sich bislang vergeblich, München mit einem gemeinsamen Start in die Herbstsaison in einer internationalen Liga mitspielen zu lassen.

Die Studie soll für den BBK und das Kulturreferat die Grundlage für Workshops und Diskussionen sein, die auch gefördert werden und im Laufe des Jahres 2023 umgesetzt werden sollen, so das Versprechen von Münchens Kulturreferat Anton Biehl. Bleibt zu hoffen, dass dies die Situation vor Ort verbessert. Sonst werden Bildende Künstlerinnen und Künstler in der Metropolregion München, aber auch in ganz Bayern weiterhin mit unter mehr als prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen leiden.

Die Studie gibt es als Download auf den Webseiten des BBK München und Oberbayern und des IFSE.



BR 2 Zündfunk

Von der Kunst leben – wie gut geht das?

Anmoderation: Noch schwieriger ist es für Menschen, die in der bildenden Kunst unterwegs sind. Da braucht man schon, zusätzlich zu Talent für die Kunst, ein Extratalent, nämlich fürs finanzielle Überleben. Und das war natürlich schon immer so, aber eine Studie aus München hat das jetzt schwarz auf weiß zu Papier gebracht, wie schwierig es ist, mit Kunst als Beruf den Lebensunterhalt zu bestreiten. Der Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler hat diese Erhebung auf den Weg gebracht, viele haben sich beteiligt. „Studio München – wie brotlos ist Kunst wirklich“, so heißt die Studie. Und die Antwort auf diese Frage ist, grob zusammengefasst: „sehr brotlos“. Am schwierigsten ist diese Situation, keine Überraschung, für Künstlerinnen, die Kinder haben. Und Corona – auch keine Überraschung – hat die Sache nicht besser gemacht. Kristina Kobl hat die Studie studiert und zwei Künstlerinnen getroffen.

Gabi Blum: „Es ist eine Trugschluss zu glauben, dass Künstlerinnen und Künstler nur von der Kunst leben. Es ist immer eine Querfinanzierung, die sich aus ganz vielen Quellen speist.“

Gabi Blum ist Installationskünstlerin. Sie ist, wie die meisten Kreativen in München, finanziell auf Stipendien und Nebenjobs angewiesen. Das bestätigt auch die Studie „Studio München – Situation bildender Künstler*innen in München und Oberbayern“, an der Gabi Blum mitgewirkt hat. Nur jeder fünfte Kunstschaffende bezieht seine Einkünfte ausschließlich aus der Kunst.

Musikeinspielung

Von der Kunst leben, das klingt auch in diesem Lied der Bamberger Band Dr. Umwuchts Tanzpalast nach einem kühnen Traum. Bei Susi Gelb ist das die Realität. Sie erschafft Objekte wie eine meterhohe schiefe Palme auf dem Odeonsplatz. Und kann von ihrer Arbeit leben.

Susi Gelb: „Tatsächlich hat es bisher immer gereicht zum Leben. Das ist natürlich ein sehr dehnbarer Begriff. Ich glaube, als Künstler hat man da auch eine hohe Schmerzgrenze. Ich stecke wahnsinnig viel Arbeit rein und ich arbeite ungefähr immer. Und wenn man das umrechnen würde in einen Stundenlohn, liegt der natürlich unglaublich weit unter der gesetzlichen Mindestlohngrenze.“

Münchner Künstler*innen verdienen schon vor Corona durchschnittlich nur 962 Euro netto im Monat und liegen damit deutlich unter der Schwelle, die der Münchner Armutsbericht markiert. Seit Corona sanken die Einkünfte durchschnittlich nochmals um 11 Prozent. Die Studie zeigt auch, dass besonders der Mangel an Ateliers ein großes Problem darstellt. Das Ate-

lier ist der wichtigste Ort der Vermarktung. Die meisten Künstler*innen verkaufen ihre Werke dort, viel mehr als über Galerien. Susi Gelb hat ihre Werke bis vor ein paar Jahren in einem Münchner Atelier ausgestellt, dann zog sie nach Berlin um. Der Mietvertrag war zu Ende und kein neues Atelier war zu finden, das benutzbar und bezahlbar war.

Gabi Blum: „Das liegt daran, dass es Leerstand gibt, der aber auch nicht zur Verfügung gestellt wird, sondern da sitzen irgendwelche Immobilienkonzerne drauf, die ganz seltsame Vorstellungen haben, was für eine Kaltmiete sie da haben wollen. Die lassen es lieber jahrelang leerstehen, als dass sie das an Künstler geben würden, die das ja sogar auch schöner hinterlassen. Super wäre es, wenn es Ateliers gäbe in Hülle und Fülle, und zwar müssen das natürlich bezahlbare Ateliers sein, auch sichere Räume, wo man weiß, dass man da über längere Zeit auch Planungssicherheit hat; und nicht Räume, wo man als Zwischennutzung mal ein, zwei Jahre rumhampeln darf und dann: ‚Tschüssi‘.“

Auch der Gender Pay Gap stellt ein Problem dar. In der Kunst ist er sogar noch ein Drittel höher als im gesamtgesellschaftlichen Durchschnitt. Frauen sorgen noch immer öfter für die Kinder. In Deutschland gibt es für Selbstständige zwar Anspruch auf Elterngeld, aber im Mutterschutz haben sie nicht die gleichen Chancen wie Angestellte. Erst kürzlich forderte eine Petition im Bundestag, dass selbstständige Mütter einen vollständig bezahlten, gesetzlich geregelten Mutterschutz bekommen. Künstlerinnen mit Kindern haben es demnach noch schwerer durch den Alltag zu kommen. Gabi Blum kämpft mit dem von ihr mitgegründeten Bündnis k&k – das steht für Kunst und Kind – für eine gerechte Behandlung von kreativen Eltern.

Gabi Blum: „Toll, dass es Elterngeld gibt, aber es ist halt ein Tropfen auf den heißen Stein. Die Absicherungen fehlen komplett und als Künstlerin hat man diese drei Baustellen: Man hat Familie, um die man sich natürlich kümmern möchte, man hat die Kunst, die schwierig zu erhalten ist, wenn man wenig Zeit dafür hat, weil Kunst viel mit Muße und Müßiggang zu tun hat, was man sich als Mutter absolut nicht leisten kann, und wir müssen kucken, dass die Kohle stimmt. Und einer von diesen drei Faktoren bleibt auf der Strecke.“

Oft ist es eben die Kohle, die auf der Strecke bleibt. Viele von Gabi Blums Kolleg*innen mussten ihre künstlerische Arbeit seit der Corona-Pandemie unterbrechen oder ganz aufgeben. Die Studie zeigt auch: die Hälfte der bildenden Künstler*innen geht davon aus, dass sie im Alter von weniger als 500 Euro Rente leben werden. Spätestens dann ist das Leben von der Kunst nach dem aktuellen Stand eine traurige Illusion.

BR 2 kulturWelt

Kurz vor knapp

Anmoderation: Kurz vor knapp, eine Serie über Sparsamkeit, Verzicht und Verschwendung. Ja, die fetten Jahre sind vorbei, was da wohl spätestens im Winter auf uns zukommt. Mit unserer Serie wollen wir ein bisschen vorbauen und die strengen Sparmaßnahmen durch etwas Kreativität abfedern. A propos: Selbst in den Museen werden wir im Winter wahrscheinlich die Mäntel anlassen, wenn diese in den Energiesparmodus wechseln. Ach, wenn es nur das Frieren wäre. Dann könnten wir uns ja anschließend in unseren Betten wieder aufwärmen, wie der arme Poet. Doch es geht um weit mehr. Stefan Mekiska über den Spitzweg-Moment in der bildenden Kunst und die Sache mit der Selbstaussbeutung.

Der arme Poet auf dem berühmten Gemälde von Carl Spitzweg friert für die Kunst. Er schreibt in seinem wenig beheizten Dachzimmer unter einem aufgespannten Schirm, weil es durch die Decke regnet. Um es etwas wärmer zu haben, verheizt er seine alten Werke. Die Romantik dieser Szene empfindet nur das Kunstpublikum. Dem Dichter geht es dreckig. Und auch heute existieren viele bildende Künstlerinnen und Künstler nur am Rande des Prekariats. Michael Lapper, der wertvolle künstlerisch-soziale Arbeit leistet in der Messestadt München, verdient sich wertvolle Euro als Kunstlehrer nebenbei.

Michael Lapper: „Wir wollen auch nicht der Spitzweg sein, der arme Poet in seiner Dachkammer. Von Grafik bis zur PR-Arbeit – wir müssen in der Technik oft gut auskennen, wir müssen uns darum kümmern, dass wir Netzwerke bilden, dass wir kommunizieren, dass wir wahrgenommen werden. Es ist schon so ein Multifunktionsjob; das Bild des armen Künstlers, der da so gerade so am Rande arbeitet, das ist wirklich von gestern.“

Um die soziale Lage der Kreativen wirklich einmal zu erfassen, hat der Bund der Bildenden Künstlerinnen und Künstler in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat München vor wenigen Wochen eine große Studie veröffentlicht.

Michael Lapper: „Die Studie vom BBK hat ja zutage gefördert, dass im Schnitt unsere Arbeitszeit bei den bildenden Künstlern bei 66 Wochenstunden liegt. Und das läuft über lange Strecken tatsächlich voll selbstständig. Also wenn ich Projekte realisiere, die auch zu einem großen Teil gefördert werden, dann funktioniert das auch so. Wobei mein Steuerberater sich auch immer wundert, er meint immer, das ist zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben.“

Michael Lapper ist Familienvater, seine Frau freie Journalistin. Seine 66-Stunden-Woche geht da zunächst auf Kosten der Söhne. Gabi Blum ist in einer vergleichbaren Lage. Durch das städtische Atelierprogramm in München arbeitet sie ver-

gleichsweise angenehm in eigenen Räumen in der Baumstraße im Glockenbachviertel. Andererseits ist ihre Kunst kaum verkäuflich. Kunst am Bau, Installationen, Performances - da wartet man zunächst auf Aufträge.

Gabi Blum: „Ich verkaufe jetzt nicht so viel. Zwar schon gelegentlich, erst gestern habe ich einen Leuchtkasten verkauft zum Beispiel, aber es ist nicht mein Hauptgeschäft. Die Arbeiten, die ich mache, sind zu sperrig oder zu undefinierbar, oder zu flüchtig oder auch performativ, das kauft keiner, das kann man halt nicht an die Wand hängen, ganz profan gesagt. Aber ich lebe dann halt von Honoraren, also Einladungen zu Kunstfestivals, Ausstellungen, Honorargeldern, Projektgeldern. Ich beantrage die teilweise selbst für meine Projekte, man kann ja bei verschiedenen Stellen bei der Stadt, beim Land, bei Stiftungen, überall kann man Gelder beantragen, um Projekte umzusetzen. So hängele ich mich durch.“

Gabi Blum hat gerade einen Erfolg verbucht. Die Stiftung Kunstfonds zahlt ihr ein Jahr lang ein monatliches Stipendium. So kann sie sich ganz auf ihre Kunst konzentrieren und muss im Augenblick keine Einladungskarten gestalten.

Gabi Blum: „Das ist sehr häufig, dass die Leute so eine 50-Prozent-Stelle haben, irgendwo angestellt sind, was ja gut ist, weil dann hat man ja zumindest, wenn man mal krank wird, auch eine Absicherung, was man ja sonst nicht hat. Was es auch nicht einfacher macht. Man hat aber auch das Problem, wenn man ein aufwändigeres Projekt macht oder eine Ausstellung, dass man dann Urlaub nehmen muss.“

Die Kunst als Hobby. Und jetzt muss sie genannt werden: die Summe, die die bildenden Künstlerinnen und Künstler im Großraum München im Durchschnitt pro Monat verdienen. Einschließlich aller Einnahmen aus Nebenjobs, versteht sich.

Gabi Blum: „962 ist tatsächlich das, was in der Studie herauskam als durchschnittliches Nettoeinkommen. Das komplette Geld, was wir haben. Also nicht nur die Kunst, sondern was Künstler haben zum Leben.“

Da wird dann auch klar, warum Gabi Blum jetzt nur dank ihres vorübergehenden Stipendiums ein bisschen sorgenfreier arbeiten kann.

Gabi Blum: „Meine Stativ geht kaputt. Das ist so ein billiges Stativ für 20 Euro, das ich seit gefühlt 20 Jahren benutze. Und ich zögere nicht lang und kaufe mir für 80 Euro ein Stativ. Für mich ist es aber der Wahnsinn, nicht stundenlang bei Ebay-Kleinanzeigen herumzuhängen oder mir das irgend sonstwoher

19. August 2022, 08:30 Uhr

Stefan Mekiska



kulturWelt

zu bestellen, was mir eigentlich auch zuwider ist. Sondern einfach zu gehen und für 80 Euro ein Stativ zu kaufen.“

Noch etwas ergab die BBK-Umfrage. Die Zahl der mittelständischen Galerien hat seit etwa 2010 massiv abgenommen. Die Menschen mit mittleren Einkommen, die sich einfach mal etwas Hübsches für die Wohnung kaufen wollten, die gibt es immer weniger. Und in einem Kunstmarkt, in dem es nur noch um Wertsteigerungen und Anlagemodelle geht, hat Michael Lapper bis auf weiteres wenig Verkaufschancen.

Michael Lapper: „Man weiß nicht, wie es weitergeht. Das ist eine Gratwanderung und auch eine ganz schön große psychische Belastung, die man da hat.“

Langfristig nachzuhören auch im BR Podcast:

<https://www.br.de/mediathek/podcast/kulturwelt/was-von-der-mitte-uebrigbleibt-der-soziologe-sighard-neckel-ueber-eine-klasse-in-noeten/1860975>

Studie zur finanziellen Lage

Arm, ärmer, Künstler?

Was andere in einem Monat verdienen, haben viele Bildenden Künstler nach einem Jahr auf dem Konto. Das zeigen aktuelle Studien. Auch in Bremen haben es Künstler nicht immer leicht.

Nicht einmal 5000 Euro im Jahr. So wenig verdienen rund 60 Prozent der Bildenden Künstler mit ihrer künstlerischen Tätigkeit. Das geht aus einer Umfrage hervor, die der Bundesverband Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK) 2020 gestartet hat und an der mehr als 2600 Künstler in Deutschland teilgenommen haben. Und auch, wer es über die 5000-Euro-Hürde schafft, lebt nicht gerade in Saus und Braus: 35 Prozent der Befragten gaben an, auf weniger als 20.000 Euro in zwölf Monaten zu kommen. Wer Kunst macht, ist oft arm. Das zeigen auch weitere BBK-Studien, jüngst eine Erhebung aus Bayern.

Auch in Bremen ist die Lage für viele schwierig, sagt Monika B. Beyer aus dem Vorstand des Bremer Berufsverbands. Etwa 600 Bildende Künstler und Künstlerinnen gibt es in der Stadt, schätzt sie. 230 von ihnen vernetzen sich im BBK, der unter anderem die Aufgabe hat, auf kulturpolitischer Ebene die Bremer Künstlerschaft zu vertreten.

Künstler wandern ab

Nicht selten führen die niedrige Honorierung und die unsicheren Arbeitsverhältnisse dazu, dass Künstler aufgeben, sich in anderen Arbeitsfeldern umsehen und neben ihrer Kunst jobben. Die Pandemie, auch das zeigen die Studien, hat diese Entwicklung noch verstärkt. Bremen bildet da keine Ausnahme. „Viele Künstler wandern an die Schulen ab, machen zum Teil ein Zusatzstudium im Bereich Lehramt“, sagt Beyer, „weil dort gerade ein großer Bedarf besteht und die Künstler ihre unsicheren Verhältnisse abfangen wollen“. Auf die Frage, wie viele Künstler neben ihrer kreativen Arbeit noch einen Job haben, der die Miete bezahlt, hat Beyer eine klare Antwort: „Fast alle.“

Viele seien an Kunstinstitutionen im vermittelnden Bereich tätig oder an Hochschulen: Auch in der Studie von 2020 gab jeder Zweite an zu lehren. Doch nichtkünstlerische Tätigkeiten spielten für 45,8 Prozent der Befragten ebenfalls eine Rolle, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Ul Seo und Jessica Ammann kennen die Probleme. Beide arbeiten als Künstler in Bremen und wissen, wie es in der Szene zugeht. Ul Seo hat 2021 seinen Meisterschüler-Abschluss an der Hochschule für Künste gemacht, Ammann ein Jahr zuvor. Allein von der Kunst leben können auch die beiden nicht. Ul Seo arbeitet mehrmals pro Woche als Aufsicht in der Weserburg. Etwa 1200 Euro stehen dem 36-Jährigen monatlich zur Verfügung, die für Miete, Atelier und alles andere reichen müssen. Jessica Ammann ist aktuell arbeitslos, schlägt sich mit 600 Euro pro Monat durch. Die 31-Jährige plant, ein Architektur-



Jessica Ammann und Ul Seo haben beide in den vergangenen Jahren ihren Abschluss an der Hochschule für Künste gemacht. Und auch sie wissen: Mit Kunst alleine kommt man in der Regel finanziell nicht über die Runden.

Foto: Christina Kuhaupt

studium zu beginnen – um kreativ zu bleiben und trotzdem Geld damit zu verdienen.

Steigende Kosten

Ihre Situation sei noch einmal schwieriger geworden, weil durch die Folgen der Corona-Pandemie die Mieten für Ateliers und Arbeitsräume stark gestiegen sind, erzählen beide. Aktuell können sie in Zwischennutzung in Räumen am Ostertorsteintweg arbeiten, „aber nur bis Ende September, dann sind wir wieder auf der Suche“, sagt Ul Seo. Jeder, der lange im Homeoffice gearbeitet hat, weil er nicht ins Büro gehen konnte, wisse laut Ammann, wie schwierig es sei, die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit zu ziehen. Dies sei bei Künstlern ohne Atelier nicht anders, sagt sie.

Die neuen Räumlichkeiten, die gerade im Zentrum der Freien Künste im Tabakquartier entstehen, könnten für einige Künstler ein Ausweg sein. „Aber sie lösen nicht das ganze Problem“, sagt Beyer. Sie wünscht sich, dass mehr Hausbesitzer nicht vermietete Gebäude für eine Zwischennutzung zur Verfügung stellen: „Es gibt so viel Leerstand in Bremen.“

Schwer zu verkaufen

Mit der Abwanderung der Künstler wegen finanzieller Sorgen, steigender Kosten und fehlender Atelierräume hören die Probleme aber noch nicht auf. Was auffällig sei: „Es gibt hier keinen Kunstmarkt“, sagt Beyer. „Bremer kaufen wenig von Bremern.“ Hinzu komme die Tendenz, dass viele Künstler Werke

schaffen, die man gar nicht oder nur schwer verkaufen kann – weil sie darauf gar nicht abzielen. Oftmals ginge es mehr darum, Bewusstseinsprozesse anzustoßen, zu intervenieren, auf gesellschaftliche Entwicklungen einzugehen.

Ästhetische Aspekte stünden dabei nicht unbedingt im Mittelpunkt. Die Konsequenz lautet dann oft: unverkäuflich. Denn, so sagte es unter anderem der Mathematiker und Computerkünstler Frieder Nake 2019 bei einer Rede in Bremen: Ein Künstler schafft im Endeffekt nur ein Arbeitswerk. Zu Kunst müssen es andere machen.

Diesen Zwiespalt zwischen künstlerischem Anspruch und finanzieller Abhängigkeit kennt auch Jessica Ammann. „Ich sehe meine Arbeiten überhaupt nicht bei einem Sammler in irgendeinem Lager. Ich will, dass die Leute damit interagieren.“ Die Erkenntnis, dass man aber auch irgendwie von seiner Kunst leben muss, käme oft erst nach dem Studium. Zuvor ginge es vor allem darum, den eigenen Weg zu finden. „Die Art, wie Kunst honoriert wird, muss sich weiterentwickeln“, findet Ammann daher.

Verband fordert mehr Ausstellungshonorare

Das sieht auch Monika B. Beyer so. Deshalb sei man auch gerade dabei – in Bremen und bundesweit – verstärkt Ausstellungshonorare einzufordern. „Da steigen wir gerade auf die Barrikaden und fordern, dass Ausstellungshonorare für Bildende Künstler im nächsten Haushalt verankert werden.“ Außerdem wünscht sich der BBK unter anderem eine bessere finanzielle Ausstattung des Programms „Kunst im öffentlichen Raum“ und das verstärkte Anwenden der Richtlinie Kunst am Bau. Das bedeutete: Kunstwerke werden im Zuge von Baumaßnahmen mit realisiert; damit tun sich neue Einnahmequellen für Künstler auf.

Zudem fordert der BBK, dass zum Beispiel die Arbeitsstipendien, die während der Pandemie eingeführt wurden, verstetigt werden. „Hier war die Förderung in Bremen vorbildhaft und das kann gerne so bleiben“, lobt Beyer.

Doch neben allen Problemen gibt es auch zwei Punkte in Bremen, die laut Beyer ein Lob verdient haben. Der Kontakt zur Kulturbehörde sei gut, das Netzwerk unter den Künstlern auch. „Die Stimmung und das Miteinander in der Szene sind sehr wohlwollend“, sagt sie. Das nehmen auch Ammann und Seo so wahr: „In anderen Städten ist mehr Ellbogenmentalität angesagt.“

Hinter Bezahlschranke einsehbar unter:

<https://www.weser-kurier.de/bremen/kultur/ohne-zweitjob-kaum-zu-schaffen-studie-zur-lage-bildender-kuenstler-doc7m7svf6wa7t16069lo78>